

Zeitschrift: Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft
Herausgeber: Pro Senectute Basel-Stadt
Band: - (2009)
Heft: 1: Papier und Buchdruck

Artikel: Ein Drucker : es sind immer Menschen,... die Opfer eines Strukturwandels werden
Autor: Ryser, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-843114>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Es sind immer Menschen,...

Ein Drucker

...die Opfer eines Strukturwandels werden

[wr.] Bis in die Sechziger- und Siebzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts hatte ein selbständiger Drucker sein Auskommen. Aber: Die Branche verweigerte sich zu lange der technologischen Veränderung, die mit dem Computerzeitalter eingeläutet wurde. Als sie dann wirklich kam, setzte ein gnadenloser Konzentrationsprozess ein, in dem auf die Länge nur die Grossen überlebten, jene die fähig waren, in neue Maschinen Millionen zu investieren.

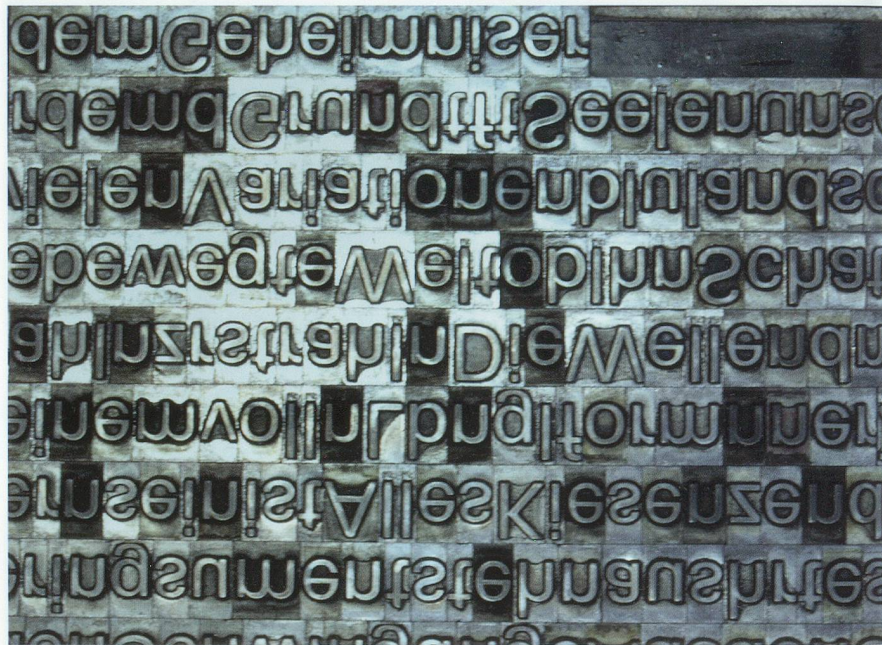
Seine ehemalige Druckerei, ein lang gestrecktes Gebäude aus Stein, liegt am Ausgang von Dornach, an der Strasse hinauf zum Gempen. Immer, wenn ich daran vorbeifahre, denke ich an Jörg Plüss. Er war «unser» Drucker, einer, der alles daran setzte, dass wir, seine Kunden, mit seiner Arbeit zufrieden waren. Er konnte sich über Fehlerchen ärgern, die wir nicht einmal wahrnahmen. Er war eben ein Drucker von altem Schrot und Korn, einer der sein Handwerk verstand, einer der es erlernt hatte, von der Pike auf.

Handwerk hat einen goldenen Boden

An jenen Tag im Jahr 1962, als der 15-Jährige zum ersten Mal eine Druckerei betrat, den Geruch der aus Leinöl und Russ gemischten Farbe wahrnahm, die Männer sah, die gelassen die riesige Maschine überwachten, die lärmend im Sekundentakt Papier ausspukte, wusste er: Das ist mein Beruf.

Drucken war damals eine unglaublich aufwendige Angelegenheit. Die Druckvorbereitung wurde über den Bleisatz gemacht. Bei seinem Lehrbetrieb, der Werner Druck an der Kanonengasse, beschäftigte man 40 bis 45 Schriftsetzer. Heute braucht man für dieselbe Arbeit drei oder vier Leute. Höchstens. Bis weit ins 20. Jahrhundert fügte der Setzer mit dem Winkelhaken Buchstaben für Buchstaben, Wort für Wort, Zeile für Zeile zusammen. Um eine Seite zu setzen, brauchte er bis zu einem halben Tag. Dann umwickelte er sie mit einer Schnur und übergab sie dem Drucker.

Der machte auf einer einfachen Handpresse den Fahnenabzug, den der Korrektor akribisch durchlas, bevor er ihn zum Druck freigab. Die Bleiseiten wogen 15-20 Kilo. Sie wurden in die Druckerei gebracht. Der Drucker legte sie in einen Metallrahmen und fixierte sie mit speziellen Spannungswerkzeugen. Machte man das nicht sorgfältig genug, fielen die Buchstaben aus dem Rahmen und vor dem Drucker lag ein Häufchen Buchstaben. Das Donnerwetter, das der



Bildlegende

Druckfertige Platte in Bleisatz, Schweizerisches Museum für Papier, Schrift und Druck (Basler Papiermühle), 2009

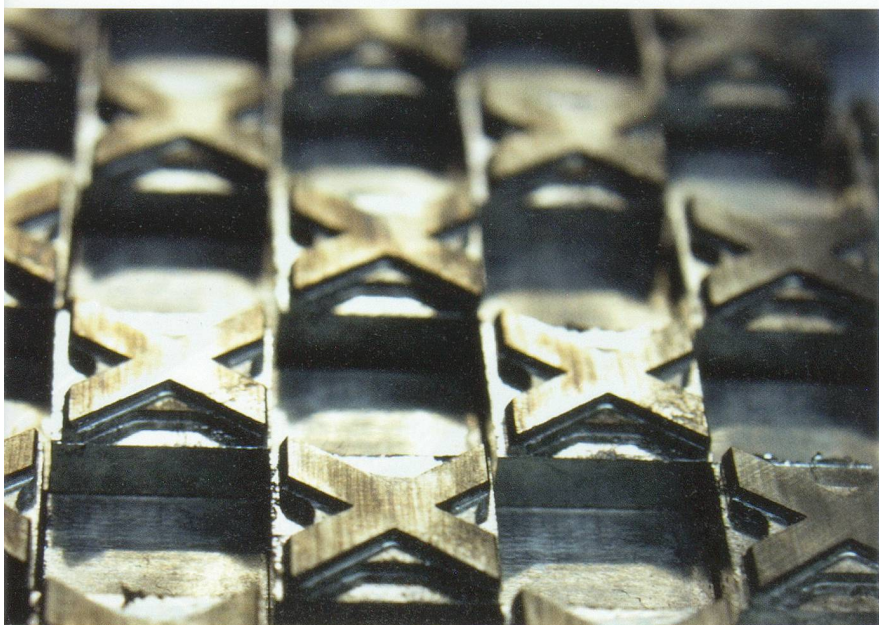


Bildlegende

Setzen eines Textes mit Bleisatz in der Basler Papiermühle, 2009

Bildlegende

Platte mit Bleileitern (Buchstabe X), Basler Papiermühle, 2009



Unglücksrabe in solchen Fällen zu hören bekam, hatte apokalyptische Ausmasse.

Jörg Plüss erinnert sich: «In der Regel konnte man acht A4-Seiten drucken. Dazu musste man zunächst die Maschine einrichten. Das nahm zwei bis drei Stunden in Anspruch. Die fertigen Bogen gingen in die Ausrüsterei oder zu einem externen Buchbinder. Der falzte sie auf der Falzmaschine, sodass man die Seiten 1-8 durchblättern konnte.»

Schriftsetzer, Drucker, Buchbinder – die Dreifaltigkeit eines Handwerks, in dem, so glaubte man, die Sonne nie untergehen würde. Allerdings: Mit der Entwicklung der Monotypenmaschine, mit der man die Buchstaben über eine Tastatur setzen und in die Maschine giessen konnte, hatte bereits um die Jahrhundertwende eine Entwicklung ihren Anfang genommen, die das Druckereigewerbe nachhaltig verändern sollte.

Vom Handwerker zum Unternehmen

«Als ich 1966 aus der Lehre kam», erzählt Jörg Plüss, «wusste ich, dass ich den falschen Beruf erlernt hatte. Ich war Buchdrucker. Die technologischen Veränderungen gingen aber immer mehr Richtung Offsetdruck. Auch die Werner Druck hatte bereits die erste Offsetdruckmaschine angeschafft. Für deren Einrichtung brauchte man rund fünfmal weniger Zeit als im Buchdruck.»

Zeitersparnis auch bei der Druckvorstufe. Die Eingabe der Texte erfolgte mittels Tastatur über eine Filmsatzmaschine. Das gesetzte Material liess sich auf einer lithographischen Druckplatte abbilden. Das Giessen in Blei wurde überflüssig. Ein neuer Beruf entstand: Typograph.

Jörg Plüss suchte sich eine Stelle, bei der er sich auf die neue Technologie umschulen konnte. Während einiger Jahre druckte er als Angestellter der Gebrüder Greif den längst verschwundenen Doppelstab. «Auf einem uralten Göppel, den man in der DDR günstig erstanden hatte.» Der Arbeitsplatz war eine halb verfallene Werkstatt in einem Hinterhof. Jörg Plüss arbeitete oft zwei Schichten hintereinander, 16 Stunden am Tag. Die Arbeitsverhältnisse hätten jedem Gewerkschafter die Haare zu Berg stehen lassen. Es kam wie es kommen musste: Aus Übermüdung liess er es an der notwendigen Achtsamkeit fehlen. Sein Arm geriet in die Maschine. Nur dank viel Glück und ärztlicher Kunst konnte eine Amputation vermieden werden.

Nach einer Auszeit von zwei Jahren, in denen er Fotokopierer vertrieb, zog es ihn zurück ins Druckereiwesen. Er baute zusammen mit einem Bekannten, der eine Lichtpausenfirma besass, einen eigenen Betrieb auf. Damals, in den frühen 1970er-Jahren standen die Zeichen auf Wachstum. Die Nachfrage nach Druckerzeugnissen war gross.

1984 trennte er sich von seinem Geschäftspartner. Zusammen mit seinem Schwiegersohn, einem befreundeten Finanzfachmann und vier Angestellten, richtete er in einer alten Baracke in Reinach eine eigene kleine Offsetdruckerei ein. «Wir haben uns total verschuldet», erinnert er sich, «das war damals noch machbar. Die Banken gaben Kredite, die sie uns zehn Jahre später verweigerten.» Inzwischen hatte er sich verheiratet. Seine Frau brachte fünf Kinder mit in die Ehe. Dazu kamen noch zwei gemeinsame.

Ein Gewerbe wird digitalisiert

Eine Filmsatzmaschine, die bis gegen eine Million Franken kostete, konnte sich die neue Druckerei nicht leisten. Man überliess die Satzvorbereitung externen Firmen, welche die Filme lieferten, die man dann im Offsetdruck verarbeitete. Als gegen Ende der Achtzigerjahre die ersten Mac-Computer auf den Markt kamen, traute die Branche der neuen Technologie nicht. Der Mac galt als Billigware. Man machte sich über das Kinderspielzeug lustig. Ausserdem war man überzeugt, dass ein Computermensch nichts von der Satzherstellung verstand.

«Ich hatte das Gefühl, hier müsse ich offen sein», sagt Jörg Plüss, «ich war ja kein Schriftsetzer, ich war Drucker.» Für 14'000 Franken kaufte er einen Mac. «Die Kiste brachte im Vergleich zur heutigen Hardware, kaum Leistung. Trotzdem waren wir nun in der Lage, 80% der Leistung in der Druckvorstufe selber zu erbringen.» Das hing auch damit zusammen, dass er zwei Mitarbeiter hatte, ehemalige Schriftsetzer, Computer-Freaks der ersten Stunde. Ihr Ehrgeiz war es, aus dem Mac das Maximum herauszuholen. Erste eigene Filmsätze entstanden. Jörg Plüss entschloss sich, für seinen Betrieb das notwendige Know-how zu erwerben, um die elektronischen Daten, die ihm der Kunde zur Verfügung stellte auf den Mac zu konvertieren. «Ich sagte mir, das muss möglich sein. Tatsächlich schlugen wir uns Nächte um die Ohren, bis es gelang.»

Wir von der Redaktion des akzent magazins haben diese Entwicklung miterlebt. Hautnah. Am Anfang brachte ein Bote unsere Manuskripte in die Druckerei nach Dornach, wohin Jörg Plüss mit seinen inzwischen 18 Leuten umgezogen war. Später ersetzte eine schwarze Floppy-Disk das Papier und schliesslich erfolgte die Übermittlung unserer Artikel nur noch per Mausklick. Doch wir greifen vor.



Bildlegende

Bild oben und rechts: Original Heidelberg Druckmaschine, Basler Papiermühle, 2009

Bildlegende

Falzmaschine in der Druckerei Schwabe, 2009



In den 1990er-Jahren verschlechterte sich die Wirtschaftslage. Im Druckereigewerbe gab es Überkapazitäten. Studien sagten voraus, dass von drei Betrieben nur deren zwei überleben würden. Das hatte zur Folge, dass Druckereien im Kreditrating tiefer eingestuft und dementsprechend höhere Zinsen verlangt wurden.

Kleinere Druckereien mussten, wollten sie überleben, bei unverändert hoher Qualität mehr und schneller produzieren. Dazu benötigte man teure Maschinen, für die es aber kaum mehr Kredite gab. Jörg Plüss, der in seinem Betrieb in Dornach über eine geräumige Halle verfügte, dachte daran, eine grosse Druckmaschine aufzustellen. Die alte war zu langsam. Sie hatte nur zwei Farben. Für den Vierfarbendruck benötigte man deshalb zwei Durchgänge. Um einen Durchgang einzurichten brauchte man rund eineinhalb Stunden, für einen Vierfarbendruck also deren drei. Die neuen

Aufträge, die er selber gar nicht erledigen konnte, in eine Gemeinschaftsorganisation abgeben.»

Das Ende eines Betriebes

Für Jörg Plüss wurde die Situation eng. Mit seiner alten Druckmaschine war er der Konkurrenz der grossen Unternehmen nicht mehr gewachsen. Für den Kauf einer neuen verweigerte die Bank den Kredit. Er entschloss sich, seinen Betrieb zu liquidieren. Er war nicht der einzige, der diesen Weg gehen musste. Es war das Schicksal zahlreicher Druckereien. Der einzelne Kleinunternehmer konnte nicht über seinen Schatten springen. Seine Selbständigkeit ging ihm über alles. Er wollte sich nicht mit anderen zusammenschliessen.

Es gelang Jörg Plüss, seine Druckmaschine nach Osteuropa zu verkaufen, wo sie noch während Jahren ihren Dienst tun sollte. Sein Ehrgefühl liess es nicht zu, jemanden im Regen stehen zu lassen. Nicht seine Mitarbeitenden, denen er die Löhne auf Heller und Pfennig bezahlte und sie bei der Suche nach einer neuen Stelle unterstützte; nicht seine Lieferanten, deren Rechnungen er beglich.

Er war jetzt deutlich über 50 Jahre alt und musste sich um eine neue Stelle kümmern. Im Laufe seines Lebens hatte er zahlreiche Kundenbeziehungen aufgebaut, Kunden, wie beispielsweise die Redaktion des akzent magazins, die weiterhin von ihm betreut werden wollten. Für einen Druckereibetrieb bedeutete dies: Wer Jörg Plüss anstellt, bekommt neue Aufträge, vergrössert seinen Umsatz. Natürlich kam er unter. Seine «Mitgift» war verlockend. Er wurde Kundenberater. Die Situation für ihn war wenig befriedigend. Er, der selber Drucker gewesen war, litt darunter, wenn die Qualität seiner neuen Arbeitgeber seine alten Kunden nicht zufrieden stellte. Er versuchte zu vermitteln, setzte sich wohl mehr als einmal zwischen die Stühle.

computergesteuerten Maschinen schafften denselben Vorgang in 10 Minuten. Die Investition allerdings belief sich auf 2 Millionen Franken und um diese Kosten zu amortisieren, musste die Maschine im Zwei-, besser noch im Dreischichtenbetrieb ausgelastet werden. Notwendig war dafür ein Auftragsvolumen, das weit über dem bisherigen lag.

Jörg Plüss strebte eine genossenschaftliche Zusammenarbeit mit rund 15 kleineren Betrieben in der Nordwestschweiz an. «Keine Fusion, bewahre, nur eine lockere Partnerschaft. Alle hatten dasselbe Problem wie wir. Ich entwarf ein Konzept, wonach wir Grossaufträge schnell und qualitativ gut für alle erledigen würden. Nicht nur wir, sondern auch die angeschlossenen Druckereien und deren Kunden hätten davon profitiert. Ich suchte jeden Einzelnen auf. Aber nicht einer war bereit, mitzumachen. Keiner wollte

Im Mai 2006 wollte sein Herz nicht mehr mitmachen. Er war jetzt 60. Er, der ein Leben lang weit über das landesübliche Mass hinaus gekrampft hatte, musste krank geschrieben werden, musste Krankentaggeld beziehen. Die Krankenkasse schlug vor, gemeinsam mit dem Arbeitgeber eine Lösung für ihn zu finden. Eine Umschulung auf einen weniger belastenden Job. Stattdessen erhielt er die Kündigung. «Ich wurde abgeschoben», stellt er nüchtern fest, «meine Frau und ich haben gelernt, uns einzuschränken.»



Auf der Suche nach dem perfekten Weiss

Die letzte Papierfabrik an der Birs



[ryp.] Seit fast hundertfünfzig Jahren wird in Grellingen aus dem Wasser der Birs Papier hergestellt. Während sämtliche Papierfabriken in der näheren Umgebung ihre Tore schliessen mussten, wird im Laufental nach wie vor Papier produziert. Was sind die Gründe dafür? Darüber unterhielten wir uns mit dem Papiertechnologen und ehemaligen Geschäftsleitungsmitglied Robert Ziegler.

Draussen liegt Schnee. Weiss glitzert er im Sonnenlicht. Drinnen, auf dem langen, rechteckigen Holztisch, ist eine Zeitung ausgebreitet. Das Weiss des Druckpapiers wirkt leicht gräulich wie jedes Zeitungspapier. Wurde es in Grellingen hergestellt?

Robert Ziegler schüttelt den Kopf. Zeitungspapier stellen sie keines her. Diese Papiersorte gehört nicht zur Produktpalette der Ziegler Papier AG. Dafür seien die Anlagen zu klein. «Zeitungspapier», so erklärt er, «wird üblicherweise in grossen Mengen produziert». In der Schweiz gebe es bloss zwei Fabriken, im Bernbiet und im Luzernischen, welche dazu in der Lage seien. Die Massenproduktion von Papier werde zur Hauptsache in anderen Ländern abgewickelt, in Deutschland und Finnland etwa.

Damals und heute

1860 kam sein Urgrossvater ins Laufental. Die Birs hatte ihn angelockt. Mit ihrem Wasser wollte er Papier herstellen und seinen Lebensunterhalt verdienen. Grellingen schien ihm dafür der richtige Standort zu sein.

In den Anfangszeiten stellte man Bandrollenpapier, Schreibpapier und Packpapier her. 1861 liefen die ers-

ten Sorten über die Maschine. Mit Pferdefuhrwerken wurden sie wegtransportiert. 5'000-6'000 Kilogramm pro Tag.

Heute werden in der Zieglerschen Fabrik täglich über 300 Tonnen Papier in Last- und Güterwagen verladen. Das scheint viel zu sein, ist es aber im internationalen Vergleich nicht. In den grössten Papierfabriken der Welt wird über zehnmal mehr Papier hergestellt: in der Papermill Gold East in Dagang (China) zum Beispiel 1'800 Tonnen pro Tag.

Die Zeiten, als in halb Europa Papier aus Basel nachgefragt wurde und Generationen von Papiermacherfamilien zu Ruhm und Reichtum gelangten, sind vorbei. Von den Basler Papiermachedynastien wie den Familien Gallician, Heusler (Hüsler), Dürr, Thüring (Düring) oder Thurneysen liest man nur noch in Geschichtsbüchern. Schon im 17. Jahrhundert nahm die Bedeutung der Basler Papier- und Buchproduktion ab. Gleichwohl blieb die Bezeichnung «Stab-Papier» bis ins 19. Jahrhundert ein Qualitätsbegriff für erstklassiges Schreibpapier. Mit der Erfindung der Papiermaschine aber wurden die in der Produktion teuren handgemachten Papiere von den maschinell hergestellten, günstigeren und qualitativ einwandfreien Papieren verdrängt. Nun wurde die produzierte Menge zum massgebenden Erfolgskriterium eines Papierunternehmens. Jedoch auch hier gilt: Keine Regel ohne Ausnahme.

Robert Ziegler nickt: «Für die Herstellung von Massenpapieren wie Zeitungsdruckpapier, Computerdruckpapier, Schreibpapier, Packpapier oder auch Hygienepapier gilt das bestimmt. Ohne die für die

Massenproduktion notwendigen grossen Papiermaschinen, ist es bei diesen Papiersorten nicht möglich auf dem globalisierten Papiermarkt konkurrenzfähig zu sein.»

Vielleicht haben das viele Papierfabrikanten in der Region zu spät realisiert und für ihre Produktion die falsche Strategie gewählt. Fakt ist, dass heute in Basels Umgebung nur noch eine einzige Fabrik Papier herstellt: die Ziegler Papier AG. Weshalb vermochte ausgerechnet sie den Anstürmen der internationalen Papierindustrie standzuhalten?

Spezialisierung und schneeweisses Qualitätspapier

Robert Ziegler lächelt: «Es gibt ein Geheimnis für unseren Erfolg: Qualität statt Quantität – Orientierung an den Kundenbedürfnissen statt Massenproduktion». An diesem Leitspruch orientieren sich die Grellinger Papiermacher nun seit fast 30 Jahren.

«Noch in den 70er-Jahren hatten auch wir Probleme. Wir waren zu diversifiziert und personell überfordert. Mit der Massenproduktion», dessen ist sich Robert Ziegler sicher, «hätten wir nie mithalten können – wir haben uns rechtzeitig spezialisiert.»

Seit Ende der 70er-, Anfang der 80er-Jahre konzentriert man sich in Grellingen darauf, hochwertiges Qualitätspapier herzustellen: «Schönes und gutes Offset-Papier! Papier für Glückwunschkarten, Geschäftsberichte, schöne Kuverts und auch jenes spezielle Papier für die Beilagen von Medikamentenschachteln», erklärt Robert Ziegler. Gerade die zuletzt genannte Papiersorte stellt höchste Anforderungen an den Produktionsprozess, da dieses Papier fünf- bis zehnfach

faltbar sein muss, damit es in die Medikamentenschachteln passt.

Weil die Nachfrage nach Qualitätspapieren weniger gross ist als jene für Massenpapiere, lohnt es sich für viele grosse Papierfabriken nicht, in dieses Geschäft einzusteigen. Der Aufwand, die grossen, schnellen Papiermaschinen jeweils auf die kleinen Bestellmengen auszurichten und entsprechend häufig den Produktionsvorgang abbrechen und wieder auf einen neuen Auftrag umzustellen, ist zu gross. Für die kleine Ziegler Papier AG ist das jedoch kein Problem: «Wir sind voll computerisiert und verfügen heute über eine Maschine, mit der wir flexibel und rasch verschiedene Papiersorten herstellen können. So ist es für uns ein Leichtes, die unterschiedlichen Kundenbedürfnisse zu befriedigen», meint Robert Ziegler. Auf dem Erreichten auszuruhen und sich im Erfolg zu sonnen, wäre jedoch das Falscheste, was man machen könnte: «Innovative Papiermacher», so ist er überzeugt, müssten laufend darüber informiert sein, welche Papiersorten und -qualitäten gewünscht werden: «Ohne Marktbeobachtung geht gar nichts – bei den Spezialpapieren gilt diese Binsenweisheit sowieso.»

Da bliebe noch eine Frage: Woraus besteht das schneeweisse Papier der Grellinger Papierfabrik?

Papier aus Holz

«Heute», erklärt Robert Ziegler, «gibt es grundsätzlich zwei Arten, Zellstoff für den Faserbrei zu gewinnen, aus dem man dann das Papier herstellt: Erstens das chemische Verfahren, bei dem man mithilfe von Chemikalien Fasern aus dem Holz herauslöst und zweitens das mechanische, bei dem man die Fasern mit